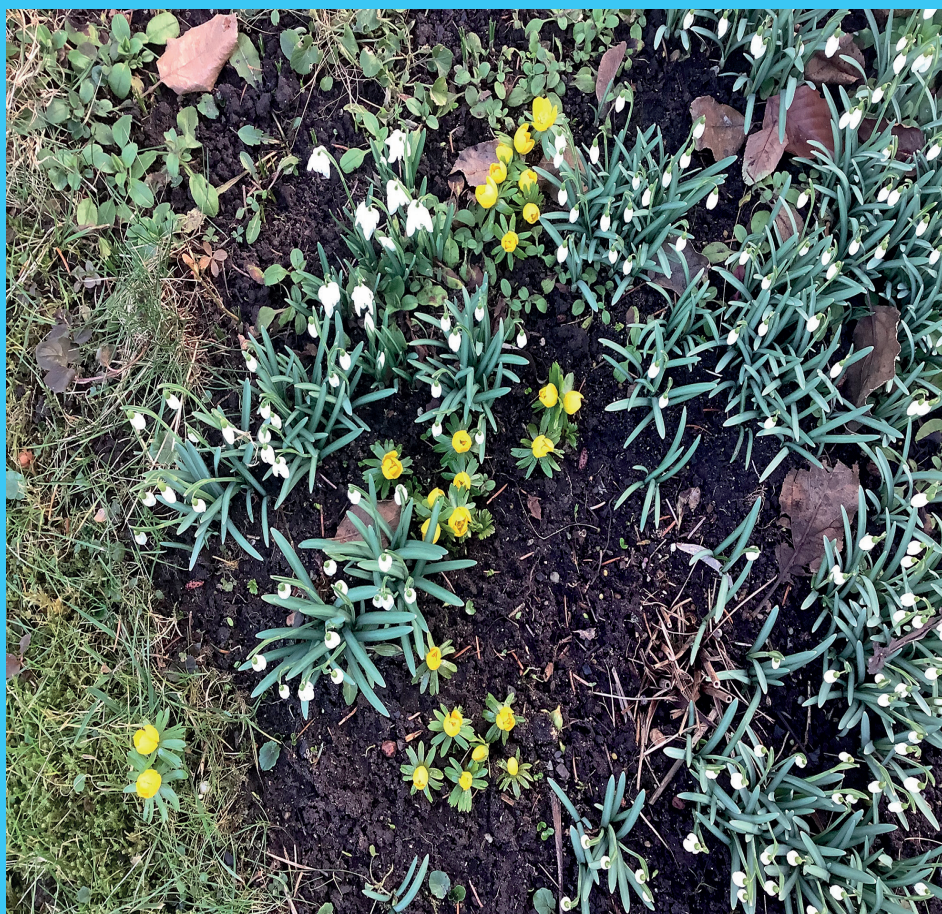


32. Jhg. FEBRUAR 2023 Nr. 2 (411)

MASURISCHE STORCHENPOST



Der Vorfrühling in Breslau/Wrocław.

Foto: Jadwiga Miś



Der Park der Erinnerung in Allenstein/Olsztyn
Foto: Uwe Hahnkamp S. 3

Allenstein/Olsztyn: Park der Erinnerung eröffnet

Würdiger Ort zum Gedenken

Am 10. Januar wurde in der Innenstadt von Allenstein (Olsztyn) der Park der Erinnerung (Park Pamięci Śródmieście) feierlich eröffnet. Er verbindet als Umsteigepunkt die Eisenbahnhaltestelle Allenstein-Stadtmitte mit der Partisanenstraße (ulica Partyzantów), erinnert an den dortigen früheren evangelischen Friedhof und die dort bestatteten ehemaligen Einwohner – und bietet so Geschichte im Vorübergehen. Nach einem Jahr intensiver Bauarbeiten sind die entsprechenden Zugänge nun offen.

Vor etwa einem Jahr, am 26. Januar 2022, hat der Stadtrat von Allenstein der Anbringung von Gedenktafeln mit einer bestimmten Beschriftung und Form zugestimmt, die im damals konzipierten kleinen Park am Umsteigepunkt Allenstein-Stadtmitte angebracht werden sollten ([siehe „Wochenblatt.pl“, Nr. 8/2022](#)). Seit Mitte Dezember sind die gestaltenden Arbeiten nun abgeschlossen, die offizielle Freigabe erfolgte am 10. Januar 2023.

Einsatz für den Friedhof

Bei der Eröffnung war der Pastor der Evangelisch-Augsburgischen Kirche in Allenstein, Łukasz Stachelek, anwesend und erinnerte sich an die ersten Entdeckungen: „Das war Anfang 2018, kurz nach meiner Amtseinführung. Arbeiter stießen im Rahmen der Entwässerungsarbeiten an der Partisanenstraße bei der Kommandantur der Woiwodschaftspolizei auf menschliche Überreste. Ich habe umge-

hend mit dem Stadtpräsidenten Kontakt aufgenommen.“ Trotz der abgeschlossenen archäologischen Untersuchungen, bei denen 27 Gräber nachgewiesen werden konnten, stolperten Teilnehmer eines Stadtpaziergangs mit Rafał Bętkowski vom Museum der Moderne (Muzeum Nowoczesności) in Allenstein im Juli 2018 dort zufällig über frei liegende Knochen. Infolge der öffentlichen Empörung darüber stellte die katholische Gesellschaft „Święta Warmia“ einen Antrag auf Eintrag des Friedhofs ins Denkmalregister. Im Rahmen einer dreiseitigen Vereinbarung zwischen der Stadt Allenstein, „Święta Warmia“ und der Evangelisch-Ausburgischen Gemeinde wurde der Antrag zurückgezogen; die Stadt verpflichtete sich dafür zum pfleglichen Umgang mit den Größern und sterblichen Überresten sowie zu einem Gedenken an die Bestatten.

Von fehlender Pietät zu würdigem Gedenken

„Der Friedhof war von 1873 bis 1886 der evangelische Hauptfriedhof“, erklärt Pastor Stachelek. „Bis 1947 wurden dort mehr als 1.300 Menschen beerdigt.“ Sein späterer Abriss in den 1960er-Jahren, als alle konfessionellen Friedhöfe aufgelöst wurden, erfolgte ohne Fingerspitzengefühl. „Zwar wurden durchaus einzelne Verstorbene umgebettet, aber der Friedhof wurde einfach oberflächlich eingeebnet, die Grabsteine entfernt und es gibt keinerlei Dokumente zu irgendwelchen Exhumierungen“, so Rafał Bętkowski. Er trug im Auftrag der Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit (AGMD) die Namen der dort Beerdigten zusammen; Hauptquelle war dabei das Evangelische Zentralarchiv in Berlin.

Während er sich eine bescheidene Form des Gedenkens vorstell-

te, ist die jetzt umgesetzte Konzeption großzügiger. Über einen Erinnerungspavillon, an dessen Wänden Tafeln mit Namen zu finden sind, sowie ein Kreuz mit einem umgebenden Lapidarium von Überresten früherer Gräber hinaus ist auf dem östlichen Teilgelände des ehemaligen Friedhofs ein weitläufiger öffentlicher Park entstanden. Bepflanzte Gabionen, Konstruktionen aus Draht und Steinen, wechseln sich mit weiteren Namenstafeln ab, die übersichtlich alphabetisch geordnet sind und eine Suche nach den Verstorbenen erleichtern.

Es steckt die Arbeit eines Jahres in der nun fertiggestellten schönen Form – der Abriss der dort zuvor stehenden Garagen etwa, oder die Verlegung der Entwässerung und weiterer unterirdischer Infrastruktur. „Dabei folgten die Planer der früheren Hauptallee des Friedhofs, die heute noch erkennbar und mit neuen Bäumen markiert ist“, erkennt Rafał Bętkowski an. Außerdem entstanden dort ein Kurzzeitparkplatz und Stellplätze für Behinderte. Fehlt nur noch die Wärme des Frühlings, die die Pflanzen im Park der Erinnerung ergrünen lässt. Die Passanten am Umsteigepunkt Alenstein-Stadtmitte jedenfalls werden Pastor Stachelek sicher zustimmen, der vor einem Jahr prophezeite, dass dieser Park „nicht nur ein angenehmer Ort zum Gedenken, sondern auch eine Visitenkarte der Stadt an dieser Stelle“ sein werde.

Uwe Hahnkamp

Wochenblatt, 3-9.II.2023

Zwei Briefe über das Niemandsland

Von Grzegorz Supady

In dem 2022 veröffentlichten Bestsellerbuch „Miasteczko. Dziesięć lat później” (Ein Städtchen. Zehn Jahre später) führte sein Autor, Waldemar Mierzwa, den Wortlaut zweier Briefe an, die eine Art Zeitrahmen bilden und die wichtigsten Gründe für ein stetes Verschwinden der masurischen Bevölkerung aus ihrer Heimat veranschaulichen. Der eine Brief (S. 42-42) wurde vor mehr als sechzig Jahren vom damaligen Oberhaupt der Evangelisch-Augsburgischen Kirche Polens, Bischof Karol Kotula (1884-1968), verfasst. Den anderen (S. 36-37) schrieb fast vier Jahrzehnte später eine in Dąbrówno (Gilgenburg) wohnhafte Mutter an ihre ins Ausland ausgewanderte Tochter nieder. Die in den beiden Briefen vorgestellten Auswanderungsgründe sind zwar ganz unterschiedlich, die Folgen aber ähnlich.

Auf den vom 2. Juni 1957 datierten und an das polnische Amt für Glaubensfragen in Warschau gerichteten Brief von Bischof Kotula wies vor ein paar Jahren schon der Historiker Mariusz Korejwo in seinem Beitrag für die Zeitschrift „Debata“ (2018) hin. Dieses Schreiben ist dermaßen interessant, dass es sinnvoll erscheint, dessen Inhalt erneut näherzubringen. Der kirchliche Würdenträger versuchte in diesem engagierten Schreiben, seine Stellung zu einer nach 1956 möglich gewordenen Ausreisewelle im Rahmen der Zusammenführung der Familien zu nehmen:

„Was für Gründe gibt es für diesen anwachsenden, nahezu panikartigen Ausreisewillen? Zunächst ist es ein Leid, das der masuri-

schen Bevölkerung im Zweiten Weltkrieg und in der Nachkriegszeit zugefügt wurde. Dies wollen die Masuren nicht vergessen. Dann geht es um die wirtschaftliche Lage der Masuren, die groÙenteils ihrer Gehöfte beraubt worden waren und dadurch jetzt darauf angewiesen sind, als einfache Bauern bei den Ankömmlingen, die sich dieser Gehöfte bemächtigt haben, zu arbeiten. Dies hält die masurische Bevölkerung für ein großes Unrecht“.

Dann ging Kotula zu einer weiteren heiklen Frage über:

„Keine geringe Rolle dabei, der masurischen Bevölkerung Polen zu verleiden, spielt das Unrecht innerhalb des Glaubens, und zwar das Wegnehmen der Kirchen, der Pfarrhäuser und des übrigen Kirchenbesitzes. Diesem Empfinden, dadurch benachteiligt zu werden, schließt sich die Einstellung der Katholiken an, die nach dem noch verlautbarten Motto ‚Polen ist katholisch‘ oder ‚Jeder Pole ist Katholik‘ die masurische Bevölkerung als Deutsche behandeln und wo es nur möglich ist – beeinträchtigen. Ein sehr wichtiger Faktor, der zu einer Ausreise anregt, ist das Misstrauen gegenüber der fehlenden Rechtstaatlichkeit in Polen. Die Masuren waren an die in Deutschland bestehende Gesetzlichkeit gewohnt, und zwar daran, dass ein Recht, auch wenn es mitunter schlecht war, nie seine Gültigkeit verlor. Das haben sie in Polen leider nicht gesehen“. Anschließend bemerkte Kotula noch Folgendes:

„Der Ausreisewunsch trägt noch dazu bei, dass das Interesse an der deutschen Sprache im masurischen Volk weiterhin steigt. Weil die Masuren nach Deutschland auswandern wollen, pflegen sie unter sich die deutsche Muttersprache und lernen diese Sprache aus allen Kräften, weil sie der Meinung sind, dass dies ein ihrer neuen

Heimat brauchbar sein wird. [...] Daraus, wie sich die Sache heutzutage darstellt, geht hervor, dass es eher danach aussieht: bald wird es wohl Masuren ohne die Masuren geben. Somit wendet sich ein Volk, das jahrhundertlang zu Polen neigte und Teil dieses Landes wurde, gerade jetzt von Polen ab“.

Bischof Kotula forderte die kommunistischen Behörden Polens dringlichste auf, diese missliche Lage der Masuren zu verbessern, damit sie nur auf dem polnischen Boden bleiben dürfen und nach einer vierhundertjährigen Geschichte aus der Landschaft endgültig nicht verschwinden.

In dem anderen Brief, den eine zurückgelassene Mutter anlässlich des Weihnachtsfestes 2015 an ihre seit anderthalb Jahren in England lebende Tochter niederschrieb, kommen wiederum all die Umstände zum Vorschein, die eine ganze Generation dazu zwang, von ihrem Heimatland Abschied zu nehmen. Der Hauptgrund dafür war sicherlich eine Massenarbeitslosigkeit in Polen, insbesondere in seinen Randgebieten sowie oft bessere Aussichten für ein besseres Vorwärtskommen im Ausland.

Im Buch wurde dies bezüglich sogar zwei Listen von jungen Menschen, die Dąbrówno vor 2015 bzw. vor 2021 verließen, abgedruckt. Es sei in dem Zusammenhang zu vermerken, dass dieser ungünstige Trend – trotz einer politischen Wende in Polen und einer von der neuen Regierung versprochenen Unterstützung des so genannten kleinen Mannes – weiterhin anhält. Zählte das zwischen zwei malerischen Seen gelegene masurische Städtchen Dąbrówno Ende der 1950er Jahre noch knapp 2000 Einwohner, so sank deren

Zahl heutzutage auf ein Niveau unter der 1000-Grenze.

Offensichtlich scheinen sich viele Bevölkerungsschichten mit dem wirtschaftlich-politisch-sozialen Wandel des Jahres 1989 nicht abgefunden zu haben. Die offensichtlich sehr bekümmerte Frau schrieb dazu:

„Dass wir Euch vermissen, nicht nur am Weihnachtstisch, sondern auch im Alltag, schmerzt uns, es schmerzt uns sehr. Euch werfe ich nichts vor, Vorwürfe mache ich nämlich dem Staat. Nicht das haben wir ja schließlich erwartet. Nach der Wende [d.h. nach 1989] waren wir alle voller Hoffnung. Heute blieben uns die im Fernsehen gezeigten Versicherungen, dass wir eine grünen Insel [des Wohlstands] oder eine andere Glücksinsel seien. Dabei glauben sie selbst nicht daran. Keiner will sich bei diesen Millionen von jungen Menschen entschuldigen, die das Land verlassen mussten, obwohl sie es nicht wollten“.

Dieser zweite Brief versinnbildlicht vielleicht am besten den Abrechnungston vieler Aussagen von den anderen im Buch angeführten Leuten, die meistens mit spürbarer Unzufriedenheit auf die letzten dreißig Jahre in Polen zurückschauen. Gleichzeitig erinnern sich diese ansonsten so glaubwürdigen Zeitzeugen gerührt an ihre vergangene Jugendzeit – als es noch Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften gab und zahlreiche Sommerfrischler nach Dąbrówno strömten, um dort etwas von ihrem für den Sommer ersparten Geld zurückzulassen. Dabei haben viele von ihnen vergessen, wie sie sich damals den so genannten ‚goldenen Westen‘ vorgegaukelt haben und dem harten Kapitalismus ins Gesicht kaum schauen wollten. In dem Zusammenhang sollte man sich

jene desillusionierende Wahrheit vergegenwärtigen, dass es dazu doch keine Alternative gibt.

Im Satzesatz seines in der Reihe „Moja Biblioteka Mazurska“ (Meine Masurische Bibliothek) herausgebrachten Buches fasste Waldemar Mierzwa seine Einstellung zu Dąbrówno mit einem eher traurig anmutenden Befund zusammen:

„Es würde uns leichter fallen, wenn wir das, was wir hier hinterlassen, ‚unser‘ wäre. Ich meine dieses Land – sowohl seine Vergangenheit als auch die Zukunft der nächsten Generationen. Aber das Hiesige ist weder deutsch noch letztendlich polnisch. Die Deutschen haben es verloren, wir haben es noch nicht geschafft, es zu unserem Eigentum zu machen. Nach so vielen Jahren, die seit dem Kriegsende vergangen sind, macht hier alles den Eindruck, niemandem anzugehören“ (S. 170).



Herbert Monkowski
1934 - 2023

Ein Mann, ein Wort

Vor zwei Wochen mussten die deutsche Minderheit in Ermland und Masuren und die in Deutschland lebenden ehemaligen Einwohner des südlichen Ostpreußen von einem ihrer bekanntesten Repräsentanten und Aktiven Abschied nehmen.

Am 19. Januar verstarb im Alter von 89 Jahren Herbert Monkowski, der langjährige Vorsitzende der Kreiskommunität

Der „deutsche Ermländer“, wie er sich gern nannte, hat in seinem langen Leben viel für die Polen, die Deutschen, das deutsch-polnische Verhältnis und seine Heimat Ermland getan, so der allgemeine Tenor der ersten Reaktionen auf seinen Tod.

Dabei fällt es den meisten Menschen schwer, das Wichtigste aus seinen Aktivitäten herauszufiltern. „Eigentlich war alles besonders, was Herbert Monkowski getan hat“, konstatiert etwa Domherr André Schmeier, der katholische Seelsorger der deutschen Minderheit in der Region, und ergänzt: „Vor allem aber brachte er positive Energie mit. Wo er war, da war Leben – und er konnte das weitergeben.“

Vom Ermland ins Ermland

André Schmeier ist Pfarrer in Jomendorf, heute als Jaroty ein Stadtteil von Allenstein (Olsztyn). Dort hat Herbert Monkowski nach dem Krieg vor der Ausreise gelebt, dort hatte er bis zuletzt

eine Wohnung, dort war er zu Hause und kam zu den deutschsprachigen Gottesdiensten in der Pfarrkirche.

Geboren wurde er allerdings 1934 in Allenstein – und von dort musste er 1945 auf die Flucht gehen. Dabei hat er – und mit ihm seine Familie – die schlimmsten Erlebnisse des Kriegsendes durchgemacht: Von sowjetischen Panzern durch die Stadt gejagt, mit einem mit Kohle betriebenen Fahrzeug zum Frischen Haff, zu Fuß über das Eis des Haffs unter dem Beschuss von Flugzeugen, Königsberg unter Belagerung, Flucht über die Ostsee, Augenzeuge der Versenkung der „Wilhelm Gustloff“, von Norddeutschland mit der Eisenbahn und zu Fuß wieder zurück.

Zurück nach Hause, weil dort – wie seine Mutter meinte – der Vater sie nach dem Krieg wiederfinden würde. Aber nicht nach Allenstein, sondern ins damals noch selbstständige Dorf Jomendorf zu seiner Großmutter. Für die Menschen dort hat er sich schon als junger Mann eingesetzt, hat im Dorf vieles auf die Beine gestellt und nebenbei zwei Abschlüsse als Bau- und Möbeltischler gemacht. Vor allem aber hat er dort Helga Bania, seine spätere Frau, kennengelernt, mit der er ein Leben lang verbunden war.

Ständiges Pendeln, um zu helfen

Nach vielen negativen Erlebnissen in der Volksrepublik Polen gelang ihm 1966 die Ausreise. „Niemals wieder Polnisch sprechen, niemals wieder hierher zurück“ lautete damals das Motto der Eheleute Monkowski. Durchgehalten habe Herbert das selbstverständlich nicht, wie Edward Cyfus mit einem Lächeln der Erinnerung betont.

Er setzt sich seit drei Jahrzehnten für das Ermland, für seinen Dialekt und seine Kultur ein, kannte Herbert Monkowski fast genauso lange und hat über ihn das Buch „Geh meinen Weg – Eine biographische Erzählung über den Ermländer Herbert Monkowski“

verfasst. „Warum er das nicht aushielt? Wie er selbst immer sagte: ‚Ermland hat man im Herzen‘ – er ohne Ermland einfach nicht leben“, so Cyfus.

Es begann mit Reisen für ehemalige Ermländer in die frühere Heimat, die Herbert Monkowski organisierte. Danach folgte in den Jahren des polnischen Kriegszustands die Polenhilfe mit Lebensmitteln, Medikamenten und vielen anderen Hilfsgütern. Edward Cyfus und andere Wegbegleiter von Monkowski erinnern sich lebhaft an die denkwürdige Fahrt mit einer Wagenladung frischer Wurst zum damaligen Pfarrer der Herz-Jesu-Kirche in Allenstein, Julian Żołnierkiewicz.

Das war Herbert Monkowskis frühere Kirchengemeinde, und in der Folgezeit organisierte er mit seinem neuen Freund Żołnierkiewicz noch weitere Hilfen und fuhr mit ihm sogar einmal in dessen weißrussische Heimat bis nach Tschernobyl. – wo er Helfen – das war sein Motto, dafür kannten ihn alle.

Sein offenes Ohr für Anfragen war geradezu sprichwörtlich. Wenn er versprach, etwas zu besorgen, seien es Medikamente, medizinisches Gerät oder schulische Ausrüstung, dann setzte er – auch ohne Scheu vor großen Namen – alle Hebel in Bewegung, um diese Sache zu Ende zu bringen.

Und er hatte Erfolg, wo andere klein beigegeben hätten. Ob die Menschen in Ermland und Masuren, denen er Hilfe brachte, ob polnische Zollbeamte und andere Funktionäre, ob deutsche Spender und Förderer oder der Hochmeister des Deutschen Ordens, Dr. Bruno Platter: Er fand in seinem Wirken immer und überall für alle den richtigen und – vor allem bei den Förderern – wirkungsvollen Ton.

Erinnern und versöhnen

Den Hochmeister zum Beispiel lud er 2010 auf eine Idee von Edward Cyfus hin nach Balden (Bałdy) bei Allenstein zum Weg der ermländischen Bischöfe ein, den er selbst Jahre davor initiiert

hatte. Alle redeten von 600 Jahre der Schlacht bei Grunwald, Herbert Monkowski hingegen schlug ihm vor, einen Gedenkstein zu Ehren des ersten ermländischen Bischofs Anselm, der 1210 geboren wurde, zu stiften und zu weihen. Außerdem sollte der Hochmeister eine Messe in der Kirche in Locken (Łukta) halten, die 1408 vom damaligen Hochmeister Ulrich von Jungingen fertiggestellt worden war.

Für diese Einladung flog Herbert Monkowski mit seiner Frau Helga nach Wien und hatte dort eine Audienz, die dreimal so lang wie die übliche wurde.

Bruno Platter war bekanntermaßen 2010 auf Einladung des polnischen Präsidenten in Tannenberg (Grunwald), aber vorher war er dank des Einsatzes von Monkowski im Ermland.

Was auch immer aber Herbert Monkowski auf die Beine stellte und organisierte, wie viele Kilometer es auch zu fahren galt, eine Person war immer an seiner Seite: seine Frau Helga.

Nicht immer im Scheinwerferlicht wie Herbert, doch sie gab ihm Halt, hielt ihm den Rücken frei und stärkte ihn. Und sie bremste ihn ein wenig, wenn er, was auch vorkam, etwas übermütig wurde. Ihr Tod 2014 traf ihn schwer, dennoch war er weiterhin aktiv. Einmal gestand er seinem Freund Edward Cyfus: „Helga ist für mich nicht tot. Dort, am Friedhof, liegt nur ihre Hülle. Sie ist mir nah, hier in meinem Herzen.“

So trägt auch der Gedenkstein für Infulat Adalbert Zink, der als Pfarrer in Allenstein für ihn in der schweren Zeit nach dem Krieg ein Vaterersatz war und bei dem Monkowski Messdiener war, die Inschrift „Gestiftet von Helga und Herbert Monkowski“.

Er steht vor dem Weg der ermländischen Bischöfe, war eines der letzten Projekte von Monkowski – und, wie er betonte, „Helgas und meine gemeinsame Idee“.

Fast auf den Tag genau neun Jahre nach dem Tod seiner Helga ist Herbert Monkowski gestorben, Ende Januar beigesetzt worden –

und ist nun wieder mit ihr vereint. Aber, wie er selbst sagte: Dort, auf dem Friedhof, liegt nur die Hülle.

Herbert und Helga sind und bleiben in den Herzen derer, denen sie in ihrem Leben geholfen haben, und mit denen sie an der deutsch-polnischen Verständigung und Zusammenarbeit gewirkt haben.

Uwe Hahnkamp

Wochenblatt , 10-16.II 2023

P.S. Er war einer der Begründer und wirkte seit dem Jahr 1980 bei dem Heimatjahrbuch „Jomen-Post“ für die ehemaligen Einwohner des Kirchspiels Bertung/ Bartag.

Für seine Verdienste und das soziale Engagement erhielt er im Juni 1990 in Olsztyn das Abzeichen „Für Verdiente für Ermland und Masuren“ (Odznaka „Zasłużonym dla Warmii i Mazur“). Im Jahr 1991 verlieh ihm der Bundespräsident Richard von Weizsäcker das Bundesverdienstkreuz am Bande.

BOWIE IN WARSCHAU

Dorota Masłowskas neues Buch über Polen der 70er Jahre

von Arkadiusz Łuba

Wie einst in den Siebzigern bräuchte der britische Sänger David Bowie heute wieder seinen Reisepass, um – nach dem BREXIT – nach Polen einreisen zu können. Die polnische Schriftstellerin Dorota Masłowska wurde Mitte Januar mit dem sogenannten „Pass der Wochenzeitung »Polityka«“, einem Preis für Kunst- und Kulturschaffende, ausgezeichnet.

Masłowskas bis dato letztes Buch *Bowie w Warszawie*, das über die siebziger Jahre im Volksrepublik Polen handelt, ist inzwischen auch auf Deutsch erschienen. Aus diesem Anlass las Dorota Masłowska im Literaturhaus Berlin. Durch das Treffen führte der Autor dieser Worte. Gesprochen wurde es über die Genese des Buches und über seinen Inhalt.

Reichen nun vierzig bis hundert zwanzig Minuten, um Befindlichkeiten eines Volkes und/oder eines Landes zu studieren und sie fest zu halten? So lange hielten nämlich in den 70er Jahren Züge aus Moskau Richtung Westen im Danziger Bahnhof in Warschau aus technischen Gründen an. Einen dieser Züge verließ in jenem Mai 1973 oder April 1976 für zig Minuten der Musiker David Bowie.

Er ging durch die grauen Straßen der Hauptstadt des kommunistischen Polens. Am damaligen Platz der Pariser Kommune (heute Wilson-Platz) schaute er in eine Buchhandlung vorbei. Er kaufte sich einen Schallplatten-Album des Tanz- und Gesangsensembles „Śląsk“. Dessen Lied *Helokanie* inspirierte ihn zu *Warsaw*, einer

Komposition, die 1977 auf das Album *Low*, das erste der sogenannten Berliner Trilogie, draufkam.

Bowie ist in Dorota Masłowskas Buch *Bowie in Warschau* eine Zeitmaschine. Durch seine Augen wollte die Autorin die Stadt sehen und die Befindlichkeiten ihrer Bewohner beschreiben. „Ich wollte gerne spekulieren, eine Phantasie schaffen, wie hätte er [Bowie] sich in der Stadt gefühlt; wen hätte er auf der Straße treffen können; wie hätte er die Stadt gesehen“, sagte die Autorin rückblickend auf ihren Schaffensprozess: „Ich wollte in das Warschau der damaligen Zeit in seinen Schuhen reingehen und Polen der Siebziger durch ihn sehen, begreifen“.

Geboren 1983, konnte Masłowska die damalige Epoche allerdings empirisch nicht kennen gelernt haben. Was war also ihr Ansatz? „Das Ziel dessen war nicht meine Absicht. Ich wäre nicht in der Lage gewesen, Freude an einer gewissen Faktografie zu finden“. Sie habe Angst vor „fanatischen Fans von David Bowie gehabt; vor Radikalen, die [ihr] von Anfang an auf die Füße getreten“ seien: „Als es bekannt wurde, dass ich an so einem Text arbeite, hat man auf meine Fehler gewartet - »Wann mache ich endlich einen Fehler? Wann schreibe ich eine falsche Zeit oder nenne einen falschen Bahnhof, an dem er [Bowie] ausgestiegen ist?; dass er andere Wege genommen hat als es in der Realität der Fall war« usw. Ich wollte also diese Falle einer faktografischen Rekonstruktion seines Aufenthaltes in diesem armen Warschau umgehen. Ich wollte und wusste, dass es eine Phantasie wird. Nach der Veröffentlichung des Textes griffen mich nicht nur die sogenannten Bowielogen an, sondern auch eine Sektion der Frauen, die der Meinung sind, dass Bowie ein sexueller Prädator war und dass man keine Theaterstücke über ihn schreiben darf. Ich hatte also auch noch solche Opponen-

ten und Opponentinnen“.

Bei den Recherchen tauchte Maślowska also in die „gefälschte, didaktische Sprache der polnischen Popkultur der 70er Jahre“ ein. Sie schaute sozialistische Filme und Serien. Sie las populäre Bücher, Krimis und Jugendliteratur. All diese Werke setzten propagandistische und didaktische Ziele der damaligen kommunistischen Partei um. Diese Sprache ließ Maślowska in ihr Werk einfließen.

Doch von Bowie selbst gibt es im Buch nicht viel. Er taucht am Anfang und am Ende kurz auf. Dafür liest sich der Text wie eine Partitur. Er ist rhythmisch (vor allem im polnischen Original, das in reimlosen Versen geschrieben ist; die deutsche Übersetzung wird als ein Roman verkauft und dementsprechend auch in einem monotonen Textfluss publiziert). Auch Liedtexte kommen in ihm vor. Doch dieses Musikalische im Buch wurde auch nicht gesondert von Bowie inspiriert, meint Maślowska: „Das kommt eher durch meine Liebe zu Musical durch und dadurch, dass ich meine Theaterstücke musikalisch machen mag“, sagt sie: „Ich bin eine Fanatikerin der Musik aus den 60er und 70er Jahren. Ich mag sie sehr und höre sie auch oft. Ich habe geträumt, dass ich mich in diese Jahre einschleichen und irgendetwas aus der Zeit komponieren kann“. Sie sei froh, wenn man es aus dem Text hören könne: „In Liedern spürt man nämlich die Seele einer gewissen Zeit; etwas, was ich als ein »gesellschaftliches Unterbewusstsein« bezeichnen würde; oft haben sie eine volkstümliche Seele. Vor allem Lieder aus der Zeit der Volksrepublik Polen, die ausschließlich von Männern geschrieben wurden, sind auf eine besondere Art und Weise falsch und unecht; es gibt viele Lügen in ihnen. Mich hat also darin der unehrliche Ton interessiert und den habe ich versucht,

zu rekonstruieren“, so Masłowska weiter.

Diese Hybride aus einem Krimi und einem Sittendrama erzählt eine bewegende Geschichte. Sie ist voller mentaler und häuslicher Gewalt, Misogynie und Unterdrückung der Frauen. Selbst das Umschlagbild der Originalausgabe erinnert an ein Korsett, das einen Körper doch vor allem einschränkte. Es steht symbolisch für die Lebenssituation der Frauen. Denn so sind auch Masłowskas Protagonistinnen in verschiedene Korsette der damaligen Zeit eingeschlossen. Frau Nastka hat einen Alkoholiker geheiratet, der sie schlägt; Judyta und Regina kämpfen darum, sie selber sein zu dürfen; die Frau des Zugführers wird von ihrem Mann vor allem als ein Gegenstand behandelt. Es ist ein Almanach der polnischen Gewalt gegenüber Frauen.

Drei Hauptprotagonistinnen werden dazu durch eine homosexuelle Geschichte verbunden. Regina erlebt ihre sexuelle Initiation mit ihrer Studienferienlagerfreundin Judyta. Bogumiła (altslawisch für »die vom Gott Geliebte«; in der deutschen Übersetzung wegen eines Wortwitzes als Klotylda) zeigt Regina (Latein für »Königin«), wie man sich sexuell gegenüber Männern verhält, nur, dass sie es miteinander treiben.

Kurz vor dem Schluss kommt noch ein Buchhändler, der zugleich ein unerfüllter Schriftsteller ist. Er mobbt seine Mitarbeiterinnen. #meetoo ist ein beschämendes Phänomen, das überall passiert, auch in der Verlagsbranche. So kann auch eine Autorin in ein Korsett eingengt werden. Inwieweit hat das Ganze auch mit der Schriftstellerin Dorota Masłowska zu tun? – In ihrer inzwischen über 20-jährigen Schriftstellerinkarriere habe sie lange nicht bemerkt, dass auch sie in ihrer künstlerischen Arbeit durch verschiedene Männer in Besitz genommen worden sei: „Das war mir nicht

mal bewusst. Das war eine Art intransparentes Phänomen, das ich erst zu begreifen anfang, als ich eine reife Person war. Als ich debütierte gab es nur Männer in Führungspositionen. Und das hat mich wahnsinnig gemacht, dass Literaturwissenschaftler oder Schriftsteller, die viel weniger geschrieben haben als ich, plötzlich sehr viel über mich zu sagen haben; darüber, was ich mache; oder dass sie kommentieren, was ich machen sollte; warum meine Karriere zu Ende gegangen sei; oder was sei dabei falsch gegangen; oder wann werde ich endlich zu Ende. Das war absurd. Und all das habe ich mit meinen versagerartigen Männerfiguren in meinem jetzigen Buch gerächt. Ja, es ist ein Buch auch über mich“.

Das erste (*Schneeweiß und Russenrot*, 2002) und das vorletzte Buch (*Andere Leute*, 2018) wurden erfolgreich verfilmt. *Bowie in Warschau* eignet sich auch dafür. Ob man es bald auf der Leinwand sehen kann, bleibt erstmal ein Geheimnis. Genau, wie der Musiker in Masłowskas Buch in Besitz der besagten Schallplatte kommt. Um das zu erfahren, wie auch um die Verbindung zur Gegenwart zu entdecken, muss das Buch gelesen werden. Es lohnt sich!

Rosi und ihr Vater

Von Irmgard Irro

„Papa, erzähle mir bitte wie es war, als du so klein warst wie ich“, bat ihn Rosi wie schon so oft, wenn ihr Vater sich abends nach der Arbeit ausruhte. Er saß auf dem Kanapee in der Küche. Rosi stand in Strümpfen hinter ihm auf dem Kanapeepolster, und fuchtelte schon mit einem breitzackigen hellbraunen Kamm in der Hand herum. „Und ich kämme dir dabei die Haare.“ Ihr Vater hatte schöne, lange, fast schwarze Haare. Rosi frisierte sie zuerst auf die eine Seite, dann auf die andere, dann alle Haare nach vorne, so dass sie dem Vater über die Augen hingen. Dagegen protestierte der Vater. Also kämmte sie sie wieder nach hinten. „Tu mich nur schön kämmen“, sagte der Vater, „du weißt, mein Scheitel ist links.“ So fing Rosi das Spiel wieder von vorne an. Und sie kämmte ihm die Haare oft eine Stunde lang und hätte auch noch länger gekämmt, wenn der Vater dabei nicht eingenickt wäre. Aber er konnte dann seinen Kopf nicht mehr gerade halten. Dieser wackelte hin und her, fiel mal nach hinten, dann wieder nach vorne. „Papa“, schimpfte Rosi. „ich kann dich so nicht kämmen. Du musst den Kopf gerade halten.“

Der Vater jedoch hörte nichts mehr und schlief tief und fest. Manchmal schnarchte er sogar ein bisschen. Da gab Rosi ihre Rolle als Friseurin auf. Heute würde ihr der Vater sicher nichts mehr von seiner Kindheit erzählen. Sie rutschte vom Kanapee herunter und schlich sich leise aus der Küche.

Als Rosi wieder einmal mit dem Vater Friseur‘ spielte, sagte sie:

„Papa, heute darfst du aber nicht einschlafen. Du weißt, ein Kunde kann immer viel erzählen. Also erzähl mir bitte vom Krieg.“ „Was, vom Krieg?“ entsetzte sich der Vater, „wie kommst du denn da drauf?“ Daraufhin

antwortete Rosi: „Du hast doch einmal gesagt, du warst im Krieg. In der Porzellandose auf der Kredenz sind viele Fotos, die ich gerne anschau, wenn es mir langweilig ist. Mama hat mir gesagt, das wären Fotos aus dem Krieg. Das Foto von dir auf dem Schiff gefällt mir am besten. Und auf dem Foto, auf dem so viele Männer mit einem Rucksack auf dem Rücken und einem Gewehr über der Schulter marschieren, kann ich dich aber gar nicht finden. Sag Papa, im Krieg muss es doch schön gewesen sein oder nicht?“ bohrte sie weiter. „Ein Krieg ist etwas ganz Schreckliches“, fing Rosi Vater zu erklären an. „im Krieg schießen sich die Menschen gegenseitig tot und das ist ganz furchtbar. Aber jetzt hören wir mit dem Krieg auf, denn sonst träumst du noch davon“, beendete der Vater entschieden das Gespräch. Rosi machte dies aber nichts aus, denn ihr Interesse am Krieg war schon erloschen. Mit Begeisterung machte sie sich über die Haare ihres Vaters her, der nach kurzer Zeit wieder sanft einschlummerte.

Rosi war immer sehr froh, wenn sich ihr Vater gemütlich auf dem Kanapee niederließ, um sich auszuruhen. Sie beschlagnahmte ihn dann regelrecht und dieser ließ es sich immer gerne gefallen. Einmal aber wollte sie ihn nicht - wie so oft - frisieren, sondern der Vater sollte jetzt endlich sein Versprechen einlösen. Aber heute musst du mir von dir erzählen, als du so klein warst wie ich“, forderte Rosi. „Du bist aber hartnäckig“, antwortete der Vater. Doch er zögerte nicht lange. „Gut, ich erzähle dir von meiner Kindheit.“ Rosi kletterte auf seine Knie, schmiegte sich in seine Arme und spitzte

die Ohren. Der Vater begann mit leiser Stimme:

„Ich hatte nicht das Glück, in eine reiche Bauernfamilie hinein geboren zu werden. Meine Eltern hatten gerade so viel Geld, dass sie sich dieses kleine „Sachl“ hier, zu dem ein Feld und ein wenig Wald gehörten, kaufen konnten. Ich war das erste Kind, dann kam meine Schwester Maria zur Welt und danach mein Bruder Bert. Das Essen war manchmal knapp, aber im Sommer ging es uns richtig gut. Wir sammelten Schwammerl, Holunderbeeren, Himbeeren und Brombeeren. Da es davon reichlich gab, konnte unsere Mutter die Pilze trocknen und von den Beeren Marmelade und Säfte einkochen. Im Herbst ernteten wir von unseren Obstbäumen Äpfel, Birnen und Zwetschgen. Für das Kochen und zum Heizen sammelten wir im Wald dünne Äste, Tannen- und Fichtenzapfen, die „Butzikühe“. Und wenn kein Holz mehr zu finden war, weil auch andere Leute vom Dorf, die fast genau so arm waren wie wir, zum Sammeln gingen, schlugen wir Äste von den Bäumen ab. Diese trugen wir dann heim und schlichteten sie auf einen Haufen zusammen, wo sie mit der Zeit trockneten. Obwohl wir so arm waren, waren die Jahre meiner Kindheit sehr schön, denn mein Vater war gesund vom ersten Weltkrieg heimgekommen, und darüber waren wir alle sehr glücklich.“

Dies ließ Rosi aufhorchen. „Was sagst du da?“ unterbrach sie ihn, „dein Papa war auch im Krieg?“ „Ja“, antwortete Rosis Vater, „er war auch im Krieg. Aber er wurde Gott sei Dank nur verwundet.“ Rosi war beruhigt und sagte: „Da hat er aber Glück gehabt.“ Und der Vater erzählte weiter: „Die meiste Zeit spielten wir draußen; die Felder und der Wald waren ein großer Spielplatz. Wir hörten den Kuckuck rufen und beobachteten die Lerchen, die im Sommer über den Feldern hoch in den Lüften schwebten und so herrlich

sangen. Besonders gerne sahen wir den vielen Hasen zu, die sich im Frühjahr auf den Feldern gegenseitig jagten und mit ihren langen dünnen Beinen aufeinander einboxten, was immer sehr lustig aussah. Und im Winter kamen die Rehe und Füchse ganz nah an unser Haus heran.

Wir Buben liefen oft zum Bahnhof und beobachteten die Dampflokomotiven, die ein paar Mal am Tag auf den Schienen heran keuchten und mit großem Getöse und viel Dampf wieder davon stampften. Als ich dann größer war, ging ich samstags und sonntags zum „Hittenwirt“, dem Gasthaus am Bahnhof. Dort gab es eine Kegelbahn, wo ich die Holzmännchen aufstellen durfte, welche die Männer mit einer Kugel umgeworfen hatten. Dafür bekam ich dann ein paar Pfennige, welche ich voller Stolz nach Hause brachte und meiner Mutter gab.

Mein Bruder und ich schliefen viele Jahre lang auf dem Dachboden. Damals gab es dort noch keine Zimmer, so wie jetzt. Im Sommer war es brütend heiß und im Winter bitter kalt. Bei starkem Schneegestöber drückte es immer den Schnee durch die Spalten im Dach. Wenn wir morgens aufwachten, lag eine dünne Schicht Schnee auf unserer Bettdecke. Ich kann mich aber nicht erinnern, dass wir gefroren hätten. Das dicke Federbett und der Strohsack hielten uns im gemeinsamen Bett schön warm.

Meistens wurde unser Schlaf durch nichts gestört. Doch eines Nachts geschah etwas Seltsames. Ich war gerade so alt wie dein Bruder Andi jetzt ist, nämlich vierzehn. Neben unserem Bett stand ein kleiner weißer Schrank, dessen Türe, wenn man sie aufmachte, nie offen stehen blieb, sondern immer langsam von alleine zuzug. Plötzlich weckte uns ein lautes Knarzen. Wir schreckten hoch und sahen, dass die Schranktüre wie von Geisterhand gezo-

gen. sich ganz langsam öffnete. Es wurde uns ganz unheimlich und unsere Herzen klopften laut, denn uns fiel sofort ein, was unsere Mutter oft am Morgen sagte: „Heute Nacht hat es wieder „g‘waizt““. Sie meinte damit, dass im Haus ein Geist umging.

Schnell zogen wir die Bettdecke hoch und ließen den Schrank nicht aus den Augen. Vielleicht konnten wir trotz der Dunkelheit den Geist erkennen. Aber wir sahen nichts. Wir konnten auch kein Licht machen, denn wir hatten noch keinen Strom. Nach einiger Zeit schliefen wir wieder ein. Am Morgen weckte uns unsere Mutter. Sie war ganz verstört und weinte, und wir erfuhren von ihr, dass unser Vater tot war. Er war bei einer Rauferei in einem Wirtshaus in Schönnach mit einem Messer erstochen worden. Damals kam es häufiger vor, dass die Burschen des einen Dorfes mit den Burschen des anderen Dorfes verfeindet waren und es öfter zu einer heftigen Rauferei kam. Manchmal aber arteten diese Raufereien aus und da alle Männer damals immer ein Messer in der Seitentasche ihrer Hose stecken hatten, kam es vor, dass einer zustach. Wir haben nie erfahren, wer für den Tod unseres Vaters verantwortlich war.

Einige Zeit lebten wir alleine mit unserer Mutter. Doch eines Tages kam ein neuer Vater ins Haus. Wir Kinder konnten uns nicht recht an ihn gewöhnen. Wir spürten, dass es dem Stiefvater schwer fiel, uns Kinder und diese Einsamkeit, in der wir wohnten, zu ertragen. Er hatte viele ertragen in einer großen Stadt in Amerika gelebt und gearbeitet. Und dort war es sicher nicht so einsam wie hier gewesen. Wenn er dann die Ruhe hier nicht mehr aushalten konnte, rannte er mit seiner Pistole hinaus auf den Hof und schoss wild um sich. Die Tauben erschraken fürchterlich und flatterten davon, und die Hühner rannten in panischer Angst gackernd auf

dem Hof hin und her und verloren oft ein Ei dabei. Auch wir Kinder verspürten große Angst. Aber mit der Zeit merkten wir, dass sich der Stiefvater schnell wieder beruhigte.“

Rosi riss die Augen weit auf. -War der Großvater denn damals so böse?“ fragte sie. „Nein“, antwortete ihr Vater „böse war er nicht, er war halt nur etwas seltsam. Du brauchst aber keine Angst vor ihm zu haben. Seine Pistole hat er schon vor vielen Jahren irgendwo im Wald vergraben“ Rosi dachte kurz nach und sagte dann: „Ja Papa, aber ich habe trotzdem etwas Angst, obwohl er mich lieb getröstet hat, als ich vor kurzem auf dem Bahndamm saß und weinte, weil ich mitsamt dem Roller die Böschung hinuntergepurzelt war und ihn nicht wieder nach oben schieben konnte. Das hat er dann für mich gemacht.“ Da schmunzelte Rosi Vater und sagte: „Das hätte ich gerne gesehen, wie du mit dem Roller die Böschung hinunter gepurzelt bist. Hast halt nicht auf den Weg geachtet, sondern bist wahrscheinlich wie „Hans guck in die Luft“ dahin gerollert.“ Da mussten beide recht lachen. Sanft schob der Vater Rosi dann von seinen Knien und sagte: „Für heute ist es genug. Vielleicht fällt mir wann anders wieder etwas aus meiner Jugend ein. Das erzähle ich dir dann, wenn wir beide wieder „Frisseur` spielen.“ Da stimmte Rosi freudig zu und rannte aus dem Zimmer.

Nur hin und wieder besuchte Rosi die Eltern ihres Vaters in der ebenerdig gelegenen Wohnung. Der Großvater flößte ebenerdig ihr immer etwas Angst ein. Er war sehr wortkarg und lachte selten. Geschichten wollte er ihr auch keine erzählen, dazu hatte er keine Lust. Seine Hose hatte seitlich unten am Knie eine schmale Tasche aufgenäht, in der stets ein Messer steckte. Und das war sehr scharf. Wenn er sich an den Tisch setzte zu einer Brotzeit

mit Brot und Schwarzgeräuchertem, zog er dieses Messer aus der Tasche und schnitt sich damit Stücke vom Geräucherten ab, die er dann mit der Messerspitze aufspießte und in den Mund schob. Rosi saß meist auf der Eckbank und beobachtete ihn genau. Sie wartete bei jedem Bissen darauf, dass er sich in die Lippen schneiden würde. Wenn er dann kaute, sah sie, wie die dunkle Ader auf seiner linken Schläfe dicker und dicker wurde und zu zucken begann. Da wurde sie das Gefühl nicht los, dass der Großvater über etwas zornig war. Verstohlen sah sie dann durch die geöffnete Schlafzimmertüre zur Großmutter hin, die in dem kalten Raum stand und an der Zentrifuge drehte, um den Rahm von der Milch zu trennen. Die Großmutter jedoch schenkte den beiden keine Beachtung, sehr war sie in ihre Arbeit vertieft.

Trotz Rosis Erwartung, dass sich der Großvater mit dem scharfen Messer einmal verletzen würde, geschah dies jedoch nie. Rosi waren Messer nicht ganz geheuer. Es war noch gar nicht so lange her, da wollte sie sich von einem Brotwecken eine Scheibe abschneiden. Dieser war schon etwas altbacken, und als sie das Messer ansetzte, rutschte sie von der harten Rinde ab und schnitt sich ganz tief in den Zeigefinger. Sie schrie vor Schmerz laut auf. Ihr Bruder Andi war gleich angerannt gekommen, hatte sie hochgehoben und fortgetragen. Wohin, daran konnte sie sich nicht mehr erinnern, wahrscheinlich zum Brunnen. Jedenfalls hatte sie seitdem eine große Narbe auf dem linken Zeigefinger.

Irmgard Irro
„Bayerische Kurzgeschichten“

Es ist soweit

Es ist soweit
Die fünfte Jahreszeit
Begann und es nicht schneit
Die fröhliche Stimmung verleiht

Karneval
Ist wieder am Ball
Er will wie immer spielen
Mit der Beteiligung von vielen

Die mitmachen
Spaß haben und lachen
Etwas Schnee wäre nicht schlecht
Dem üblichen Bühnenbild wäre er gerecht

Kreple

Eine Schnecke kam zum Bäcker
Ging ihm langsam auf den Wecker
Mit der Frage bin ich lecker
Für Kundengeschmäcker
De gustibus non est disputandum
Stand es in Bäckers Memorandum
Bist du knusprig gut gebacken
Kann ich dich schön einpacken
Heute musst du jedoch warten
Ich spiele mit offenen Karten
Am fetten Donnerstag mit Pfannkuchen
Hast du in der Bäckerei nichts zu suchen

Stefan Pioskowik

Ursprünge der Fastnacht und ihre Brauche

Von Günter Schiwy

Die Fastnacht ist ein uralter Brauch und kommt aus dem Mittelhochdeutschen von *vasenaht* = Unfug! Sie geht bis in die altgermanisch-heidnische Zeit zurück. Bereits unsere Vorfahren - die heidnischen Galinder - haben sie als Frühlingsfest in Masuren gefeiert. Endlich nach dem langen Winter erwachte wieder die Natur. Die Menschen sehnten sich nach Sonne und Wärme. Sie brachten schließlich die Vegetation und damit die Fruchtbarkeit zum Erwachen. Durch allerlei Bräuche versuchte man die drohenden Gefahren des später einsetzenden Frühlings abzuwehren, die wachstumsfeindlichen Winterdämonen und Geister zu vertreiben. Aus diesem Grunde gilt noch heute in vielen Gegenden Europas die Fastnacht als heilig, weil sie für den häuslichen Wohlstand von großer Bedeutung war und ist. Der Winter ist überstanden!

Die Fastnacht, die einen Tag vor Aschermittwoch, also vor der 40-tägigen Fastenzeit liegt, beging man seit frühester Zeit mit üppigen Fastnachtsessen, Gelagen, Frohsinn, Tänzen und Maskeraden, obgleich bei uns im evangelischen Masuren die kirchliche Fastenzeit seit 1525 abgeschafft war. Aus der fröhlichen Fastnacht hat sich allmählich der Karnevalsbetrieb in den Großstädten am Rosenmontag entwickelt. Vorläufer des Karnevals ist also die Fastnacht!

In den ländlichen Gegenden, auch in Masuren, blieben die altüberlieferten Fastnachtsbräuche der Vorfahren erhalten. Man feierte bei uns in Masuren nicht öffentlich auf Straßen, sondern in Privathäu-

sern. Dabei zogen die jungen Leute mit lärmendem Herumtoben von einem Haus zum anderen oder von einer Kneipe in die andere, Fastnacht oder Fasching wurde bei uns in Kreuzofen im Gegensatz zu Westdeutschland oder Süddeutschland nur am Fastnachtsdienstag gefeiert.

Die historische und regionale Entwicklung der Fastnacht ist hinsichtlich der Festbräuche eine vielschichtige und auch verschiedene. Sie hat ihren Ursprung in der symbolischen Erweckung des Frühlings. Wir Schulkinder wollten an diesem Tage keinen Schulunterricht haben. Deshalb schrieben wir gleich morgens an die große Schultafel im Klassenzimmer: „Fastnacht, Fastnacht feiert jedes Haus, sogar die Katze und die Maus. Der Herr Lehrer ist ein feiner Mann, der uns heute schulfrei geben kann!“ Die Lehrer waren so einsichtig und schickten uns nach einer Märchenstunde nach Hause, damit auch wir das Überstehen des Winters und die Auferstehung des Frühlings feiern konnten.

Wir gingen mit fröhlichen Liedern auf den Lippen durchs Dorf nach Hause. Da meistens im Februar bei uns in Masuren Schnee lag, wurde auf der Straße eine tüchtige Schneeballschlacht veranstaltet. Unsere Schultafeln, Hefte und Bücher legten wir dabei in den Schnee, um die winterlichen Geister auf unsere kindliche Art im Spiel auszutreiben.

Die Erwachsenen gingen am Fastnachtsdienstag, wie jeden Alltag, ihrer gewohnten Arbeit nach. Erst am Abend traf man sich mit Verwandten und Bekannten in den Häusern, um zu feiern. Die Jugendlichen fanden sich am Abend in der Gaststätte Lipka ein, um dort zu essen und zu trinken. Natürlich ging es dort feucht-fröhlich her. Doch bei dem reichlichen Essen ließ sich ein Schnaps oder Bier

mehr als sonst vertragen!

Zum Fastnachts-Mittagessen stellte meine Mutter einen ordentlichen Teller gebratene Kartoffelflinsen aus geriebenen rohen Kartoffeln auf den Tisch, in die einige Eier hineingeschlagen wurden. Wir Kinder aßen sie mit bestreutem Zucker (Farin) oder mit Preiselbeer-Kompott. Dazu gab es zur Feier des Tages Kakao zu trinken.

Falls wir uns an den Flinsen nicht sattgegessen hatten, weil wir draußen im Schnee getobt haben und hungrig waren, gab es zusätzlich noch in heißem Schmalz gebackene Krapfen, Berliner (Puntschki/Pummelki) und Kaderkuchen.

Bei uns im Dorf backten die Hausfrauen zu Fastnacht die sogenannten „Pfeffernuski“ aus Weizenmehl, Eiern, Butter, Zucker und Pastinaken. Der Teig wurde in Stangen ausgerollt und in kleine viereckige Stücke von ca. 3 bis 4 cm geschnitten. Diese Stückchen wurden auf Bleche gegeben und im Backofen knusprig gebacken. Anschließend wurden sie in Zuckerwasser getaucht oder mit Puderzucker bestreut und abgelagert. Diese „Pfeffernuski“ backte man in großen Mengen von bis zu 500 Stück. Sie wurden in Weidenkörben aufbewahrt und schmeckten nicht nur ausgezeichnet, sondern sättigten auch. Sie waren von einer festen Dichte und wurden von uns Kindern gern gegessen.

Meine Mutter backte zur Fastnacht als Schmalzgebäck viel Krapfen, Berliner und Raderkuchen, die wir Kinder gern aßen. Die Raderkuchen waren Teilchen aus einem ausgerollten Teig. Der Teig ist in etwa 10 cm lange und etwa 3 cm breite Streifen geschnitten und in der Mitte mit einem Längsschnitt, durch den die Hälfte des

Teilchens durchgezogen wurde, versehen worden. Das Gebäck wurde in Schmalz oder Palmin goldbraun gebacken, mit einem Schaumlöffel auf einen Durchschlag zum Abtropfen gelegt und anschließend mit Puderzucker bestreut.

Für meinen Vater backte Mutter am Fastnachtsdienstag einen Mohnstriezel mit einer besonders dicken Mohnfüllung mit Rosinen.

Abends feierten meine Eltern mit eingeladenen Verwandten und Bekannten im Hause die Fastnacht. Mutter hatte am Tage reichlich Plötze, Barsche, Hecht und Zander gebraten, die sie mit trockenem Schwarzbrot, Butter und Schmalzgebäck auf den Tisch stellte. Vater spendierte dazu einige Flaschen Bärenfang, Bier und Zigarren.

Nachdem die Gäste am Tisch Platz genommen hatten, führten wir Kinder am warmen Kachelofen Spiele mit Masken und Kostümen vor, indem wir vor den Kachelofen auf einer Schnur ein weißes Laken spannten. Dahinter konnten wir uns besser auf unsere Vorführung vorbereiten. Unsere Darbietungen sind bei den Erwachsenen immer gut angekommen und sind entsprechend beklatscht worden.

Mit zunehmender Stunde sind die Gäste von dem von meinem Vater selbst hergestellten Bärenfang und dem Zigarettenrauch in Stimmung gekommen. Die Gespräche wurden immer lauter. Zum Schluß wurde ein gemeinsames Lied gesungen. Damit fand die masurische Fastnacht ihr vergnügtes Ende.

Gegen 24.00 Uhr brach man in der Regel auf, weil die Frauen das so wünschten. Am nächsten Tag, dem Aschermittwoch, mußten

die Männer zur Arbeit und wir Kinder zur Schule.

Es hieß bei uns, daß Träume, die man in der Fastnacht hatte, in Erfüllung gingen. An diesem Tag durften die Frauen nicht die Spinnräder bedienen und nicht Wasser vom Brunnen oder der Pumpe holen.

Das Wasser spielte am Fastnachtsdienstag eine große Rolle. Die Knechte bespritzten die Mägde mit Brunnenwasser, weil sie an diesem Tag kein Wasser vom Brunnen holen durften. Das hing mit den Fruchtbarkeitsriten zusammen.

Um Mitternacht der Fastnacht verbrannten die Jünglinge im Dorf das Erbsenstroh. Bei uns in Masuren galten Hülsengerichte und Hülsenfruchtbrei als klassische Fastenspeisen.

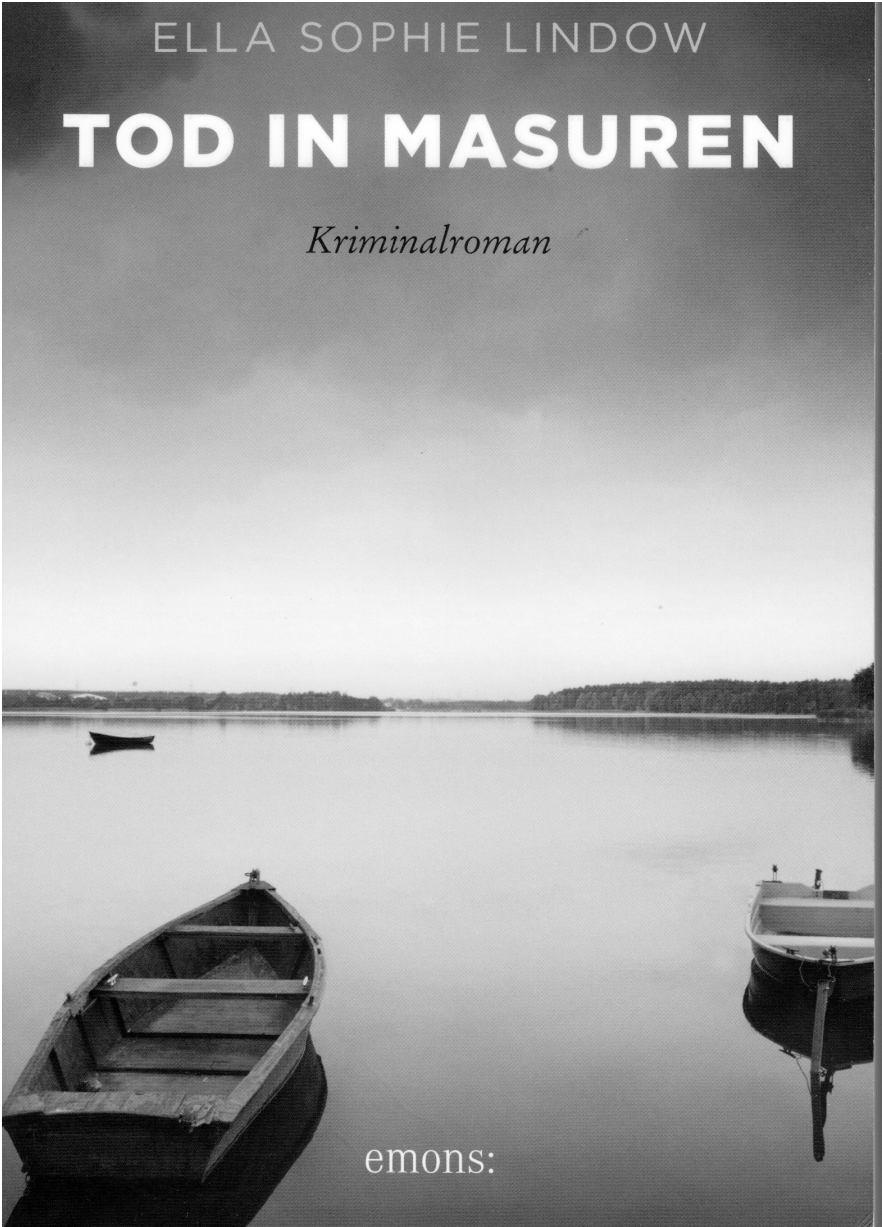
Die Fastenzeit, die am Aschermittwoch beginnt, dauert ganze 40 Tage und endet erst am Karsonnabend. Die Zahl vierzig ist wichtig! Denn Moses, Elias und Christus sowie die früheren Gläubigen fasteten ganz streng 40 Tage und Nächte, wobei sie am Karfreitag und Karsonnabend überhaupt nicht aßen.

Aus diesem Grunde ist es verständlich, daß die Fastnacht, der letzte Tag vor der Fastenzeit, dazu genutzt wurde, noch einmal ausgiebig im Essen und Trinken zu schwelgen!

ELLA SOPHIE LINDOW

TOD IN MASUREN

Kriminalroman



emons:

Ella Sophie Lindow: „Tod in Masuren“ Kriminalroman

Ella Sophie Lindow ist ein Pseudonym. Die Autorin arbeitet als Hochschullehrerin an einer mitteldeutschen Universität.

Seit über 20 Jahren verbringt sie ihre Sommermonate in Masuren.

»Tod in Masuren« ist ihr erster Kriminalroman.

Ein tiefgründiger Kriminalroman mit liebevollem Blick auf Polens malerische Ferienregion.

Morgendliches Schwimmen, Gärtnern im Gemüsebeet und abendliches Grillen mit ihren Gästen auf dem Hof – Maries Feriendidylle in Masuren scheint perfekt.

Bis zu dem Tag, an dem in dem Wäldchen auf ihrem Grundstück eine Leiche gefunden wird und ihre Welt ins Wanken gerät.

Als sie auf einmal selbst unter Mordverdacht steht, beschließt Marie, auf eigene Faust zu ermitteln, und taucht dabei in die polnische Nachkriegsgeschichte ein.

Ihre Neugier und ihr Gespür für historische Zusammenhänge bringen sie der Lösung nahe – und in tödliche Gefahr.

Dieses Buch erscheint am 23. Februar 2023

Die Eichenwälder Masurens und ihr Kult

Von Günter Schiwy

Die Pruzzen achteten Wälder und Haine, in denen das geheimnisvolle Rauschen der heimatlichen Eichen zu hören war. Für sie stellten die Eichenhaine Tempel ihrer Götter dar, die sie in anbetender Ehrfurcht verehrten. Die Natur gab ihnen erst das Gefühl der andachtsvollen Weihe. Im Rauschen uralter Eichen vernahmen sie die Stimmen ihrer Götter. Heilige Eichen alter als Schutzbäume von Familien und Gemeinden und wurden entsprechend verehrt. Unter diesen Bäumen berieten sie ihre wichtigen Angelegenheiten des täglichen und religiösen Lebens. Die Rinde eines Baumes wurde von ihnen mit der menschlichen Haut verglichen.

Die Eiche ist der „König“ der Bäume. Sie wird bis zu 50 Meter hoch,

5 1/2 Meter dick und 700 bis 1 200 Jahre alt. Den Pruzzen galt die Eiche als heilig. In ihren Eichenhainen hielten sie ihre Kultfeste ab. Die Eiche stand bei den Pruzzen in einem hohen Ansehen und in inniger Verehrung.

Die Eiche wird heute als der „Baum der Deutschen“ verstanden. Sie gehört zur Familie der Buchengewächse. In den flachen Gegend Ostpreußens wuchs die Stieleiche, die saure und feuchte Böden bevorzugte. Außerdem verträgt sie die kalten klimatischen Extreme, die im Osten finit Frösten bis zu -30 Grad herrschten, am besten. Meistens wuchs sie in Masuren in Boden – und Moorsenken in Eichemischkulturen. Die Stieleiche hat im Gegensatz

zur Traubeneiche bei den Eicheln lange Stiele.

Es hat kaum ein anderer Baum die Gemüter der Deutschen so bewegt wie die Eiche. Ihr Mythos reicht in Masuren bis in die Zeit „der Wildnis“, da ganze Eichenwälder in den feuchten Sümpfen und Bodensenken an Seen standen. Große Eichenwälder bedeckten zur Zeit der Altpruzzen ihre Gebiete, weil bei den extremen Boden- und Wasserverhältnissen sich die Buchen nicht ansiedeln konnten. Die sandigen und feuchten Moorböden, Seen- und Flußniederungen ergeben für die Stieleichen die richtigen Standortbedingungen. Die deutschen und masowischen Siedler nahmen diese Gebiete gern an, weil die Eichen hochwertiges Bauholz lieferten, ihre gerbstoffreiche Rinde Anwendung in der Heilkunde und Lederverarbeitung fand die Eicheln ein ausgezeichnetes Futter für die Schweinemast ergaben.

Die heute in den masurischen Seen gefundenen Einbäume der Pruzzen bestehen aus Eichenstämmen.

Der Heerweg den der Deutsche Ritterorden im 14. Jahrhundert quer durch die unwegsamen masurischen Wälder zur Ostsee baute und der nur ca. 5 km westlich von Kreuzofen nach Ortelsburg verlief, bestand in dem Eichenholzbohlen, die 1920 bei der Meliorationsarbeiten des

Wiesengeländes bei der Försterei Hirschhagen in gutem Zustand gefunden wurden. Wir wollen nicht vergessen dass zur damaligen Zeit das Eichenholz auch für Stangenbrunnen. Holztröge und Fässer wegen seiner Härte und Beständigkeit gebraucht wurde.

Der Eichenkult unserer Vorfäter beschränkte sich nicht nur auf die Pruzzenstämme, sondern wurde auch von den Germanen ausgeübt. Überall dort, wo Eichen wuchsen, galten sie als heilig und wurden den Sitz der Gottheiten. Hügel und Erhebungen, auf denen Eichen

wuchsen, wurden zu Waldheiligtümern erklärt.

Masuren wurden damals von den altpruzzischen Stämmen der Sassen. Galinder und Sudauer bewohnt. Für sie war die Natur Heimat und Religion zugleich. Der Mittelpunkt ihres Heiligtums war Romowe, vermutlich im Gau Nadrauen. Diese Wohnstätte der drei mächtigen Hauptgötter Perkunos, Pikollos und Potrimpos bestand aus dreigroßen alten Eichen und war der wichtigste sakrale Kultort der heidnischen Pruzzen. Dieser in Romowe bestehende Eichenhain bestand aus drei immegrünenden Göttereichen, die mehrfach ineinander verschlungen gewachsen waren.

Die Religion der Pruzzen war der Naturglaube. Sie betrachteten zahlreiche Wälder als heilig. Die in den Eichenhainen angebeteten Götter galten bei ihren religiösen Festen als personifizierte Naturkräfte. So entstanden neben Romowe weitere Eichenhaine in den Wäldern und an den Seen Masurens als Heiligtümer, in denen die drei oben genannten Hauptgötter der Pruzzen verehrt wurden.

In Kreuzofen bestand hinter der Försterei Seehorst unmittelbar am Niedersee der Eichenhain „Dembowi Las“, eine ehemalige pruzzische Opferstätte. Ihr vorgelagert befand sich eine freie Fläche, der sogenannte Thingplatz, auf dem sich die Menschen versammelten. Dieser Platz war etwa 100 x 100 Meter groß.

In diesem Eichenhain haben die Kreuzofener Christen bis ins 18. Jahrhundert Blutopfer dargebracht, wenn Unglückfälle, Katastrophen oder Kriege das Dorf heimsuchten.

Voll diesem Berg zeigt eine Eiche südlich nach Kreuzofen, die noch erhalten ist und einen riesigen Umfang hat. Sie steht in volstem Grün und ist in ihrer Krone wunderbar anzusehen. Der Stamm ist knorrig. Diese stattliche Eiche wird ca. 1 000 bis 1 200 Jahre alt sein.

Meine Großmutter mütterlicherseits hat sich an dieser Stelle immer nach katholischem Ritus bekreuzigt, obgleich sie evangelisch war, wenn wir an diesem Eichenhain vorbeikamen. Sie hat mir den flachauslaufenden Platz gezeigt, aber auch den Sandberg, die 3 Eichen und die angrenzenden Moore. Außerdem hat sie mir die geschichtliche Bedeutung dieses Haines erklärt.

Seit frühester Jugend habe ich die Wälder meiner näheren Heimat durchstreift und nach alten Eichen gesucht. Von ihnen ging, auf mich eine Faszination aus. Dabei stellte ich mir, wenn ich andächtig und ehrfurchtsvoll vor ihnen stand, immer die Frage: Was mögen diese Eichen alles gesehen und erlebt haben? Ach, könnten sie doch erzählen! Dabei ging, dann meine kindliche Phantasie mit mir durch.

Diese masurischen Wälder waren meine Heimat! Die, meisten Förstereien um Kreuzofen sind dort errichtet worden, wo uralte Eichen standen. Allein ihre Namen weisen darauf hin.

Die Försterei Eichhorst lag gegenüber Kreuzofen auf der anderen Seite des Niedersees. Die Försterei Eichenborn stand nördlich nur ca. 5 km vom Ort.

Da die Deutschen ihren Wald lieben, wurde die Eiche zum Hort der Freiheit und patriotischen Gesinnung. Die deutschen Romantiker rückten die Eiche in göttliche Sphären zum Mythos, zum Sinnbild menschlicher Tugenden.

Heute sind nur noch zwei Prozent der Eichen in Deutschland über 60 Jahre kerngesund. Die Profitgier hat ihnen den Garaus gemacht!

Schadstoffe aus der schmutzigen und verdreckten Industrieluft und dem verseuchten Boden. Starker Blattfraß durch die Eichen-

käfer und ungünstige Witterungsvererläufe schwächen und machen die deutsche Eiche krank, so dass sie langsam aber sicher stirbt. Was für eine Tragik!

Ich hoffe, dass die masurische Eiche, die unsere verehrten und für heilig erklärten, nicht entzaubert wird, sondern dass diese naturbelassenen Heiligtümer noch lange der Menschheit erhalten bleiben, damit unsere Nachfahren an diesem sich an diesem starken Eichenbaum erfreuen können.

INHALT

- 3 Würdiger Ort zum Gedenken
Uwe Hahnkamp

- 6 Zwei Briefe über das Niemandsland
Gzegorz Supady

- 11 Ein Mann, ein Wort Herbert Monkowski
Uwe Hahnkamp

- 16 BOWIE IN WARSCHAU
Dorota Masłowskas neues Buch über Polen der 70er Jahre
Arkadiusz Łuba

- 21 Rosi und ihr Vater
Irmgard Irro

- 28 Gedichte: „Es ist soweit“, „Kreple“
Stefan Pioskowik

- 29 Ursprünge der Fastnacht und ihre Brauche
Günter Schiwy

- 34 Ella Sophie Lindow: „Tod in Masuren“
Kriminalroman

- 35 Die Eichenwälder Masurens und ihr Kult
Günter Schiwy

Die Veröffentlichung gibt nur die Meinung der Autoren wieder und kann nicht mit dem offiziellen Standpunkt des Ministers für Inneres und Verwaltung gleichgesetzt werden.

IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.

Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel.: +48 606 68 02 18 Email: barbara.willan@gmail.com

<https://stowarzyszeniemazurskie.pl/de>

Herausgeber: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin), Arkadiusz Łuba, Hanna Schoenherr, Grzegorz Supady, Uwe Hahnkamp.

Übersetzungen: Sylwia Pochmara-Hahnkamp.

Masurische Storchchenpost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych

MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

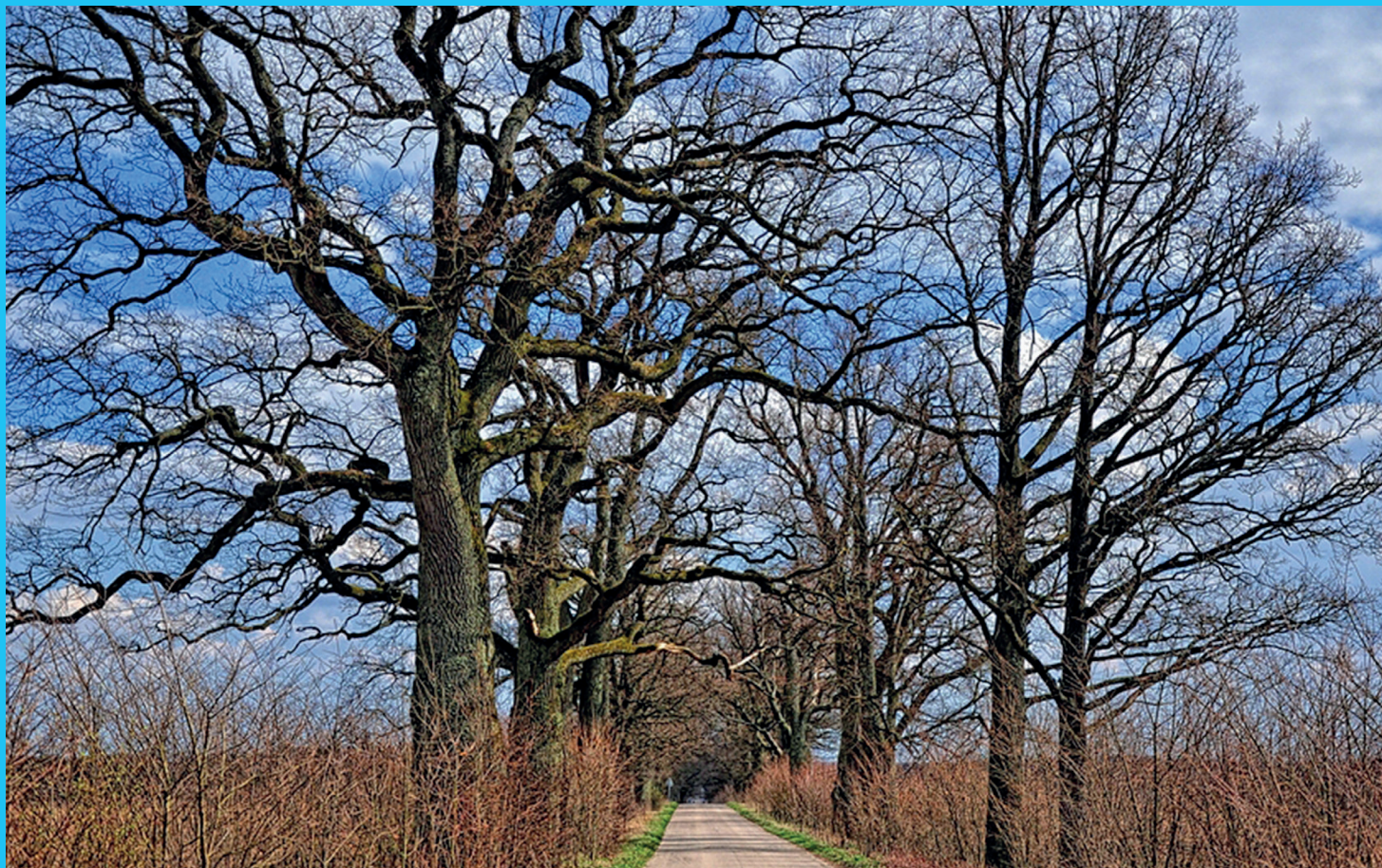
Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln des Innen- und Verwaltungsministers der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.



Dorota Masłowska und Arkadiusz Łuba bei der Lesung im Literaturhaus Berlin und Dorota Masłowskas Bücher vor Bowies Wohnhaus in Berlin-Schöneberg,

Fot. © Arkadiusz Łuba S. 16



Die Eichenallee in Steinort/Sztynort S 35

Foto: marek aus polskiekrajobrazy.pl